

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 217.

Mittwoch, 10. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(Nachdruck verboten)

1.

„Und jetzt noch die Nummer siebenundzwanzig?“ Richard Globias hielt steil und krampfhaft die Bleistiftspitze auf den Notizblock gezielt. Der sanfte Eisenbein-ton seiner Glase schimmerte freundlich zu dem ältlichen Mädchen empor.

Keine Antwort kam von oben. Die Mondscheibe legte sich in den Nacken und das breite Gesicht des Hauptchriftleiters der „Lebensfragen“ lehnte sich aufwärts. Die hellen Augen hinter dem schwarzumrandeten Kneifer sollten einen ermutigenden, sogar leichtfertigen Ausdruck haben, als er aufforderte: „Nur los, Fräulein Hederich! Überraschen können Sie mich doch nicht. Nur immer zu!“

Aber das ältliche Mädchen merkte doch, daß graue Sorge aus dem Abgrund der Seele heraufzitterte. — Drei Kinder hat er, dachte sie. Witwer ist er, und wenn die Geschichte hier in die Brüche geht, dann sitzt er auf der Straße. Wer stellt heute noch so ohne weiteres einen Journalisten von fünfzig Jahren ein! — Sie bekämpfte ihr Mitleid und nannte die Anzahl der Remittenden von Heft 27. Es war eine ungewöhnlich hohe Ziffer.

Der falsche Glanz verschwand aus den hellen Augen. Sie sah es, und er merkte, daß sie es sah, und mit schamvoller Hast wurde das Gesicht wieder von der Glase zugedeckt. Der Bleistift schrieb die Ziffer trotz der krampfhaften Steilheit recht zitterig.

Einige Sekunden starrte er auf die untereinander geschriebenen Zahlen; es waren die Rücksendungen der letzten Nummern der Zeitschrift. Die Zahlen verschwammen vor dem leeren Blick. Er dachte an seine Kinder, er sah ihre lächelnden Gesichter, die noch so beneidenswert sorglos und unbeschwert ins Leben blickten.

„Es ist eine tote Zeit jetzt...“, flüsterte Hanna Hederich.

Globias besann sich. Wie kam das Mädchen dazu, in diesem mitleidsvollen Ton zu ihm zu sprechen! Er straffte sich. Hier gab's nur Dienst und sonst nichts. Er erhob sich mit allzu jugendlichem Schwung. Er hatte eine kräftige Figur, doch war sie weniger imposant als voll eines freundlichen Wohlbehagens. Daran war zumeist das runde, frische, glattrasierte Gesicht schuld, das Gesicht des Journalisten der alten Schule: der Mund war schmollig und ein wenig spöttisch, die Augen nicht sehr groß, aber außerordentlich lebhaft und — wenn auch nicht in dieser Stunde — voll guter Laune, die Nase klein und fest, unter dem straffen Kinn noch ein zweites, volleres und sanfteres. Wenn Richard Globias den riesigen schwarzen Schlapphut und dazu einen weiten, dunkelgrauen Havelock trug, so schrieb jedermann, der etwas davon verstand, unter die Erscheinung: Vorkriegsjournalist.

Er riß das oberste Blatt vom Block und sprach sich selbst Mut zu: „Ich geh' also jetzt rüber zum Chef.“

Aber er ging nicht. Er ließ den Blick durch den riesigen Raum schweifen, der Redaktionszimmer, Expedition und Besprechungszimmer in einem war. Für Hanna Hederich, die einzige Hilfe des einzigen Schriftleiters der

„Lebensfragen“ war von diesem Saal ein halbdunkler Raum abgetrennt, damit sie in größerer Ruhe arbeiten und damit man mit Recht sagen konnte: „Besuchen Sie mich in unseren Geschäftsräumen!“ Außerdem gab es noch ein völlig dunkles Gelaß, in dem ständig eine elektrische Birne brannte; darin saß ein Laufjunge, der sich mit der heimlich beschlagene Redaktionschere die Nägel reinigte, wenn er sich nicht gerade mit der Durchsicht der zahlreich eingehenden Bilderpakete die Zeit vertrieb.

Ein einziges riesiges Fenster hatte der Redaktionsaal, ein Atelierfenster, das vom Boden bis zur Decke reichte. Es ging nach einem Innenhof, der auf allen Seiten von Büros und Industrieräumen umgeben war.

Da drüben druckten sie jetzt die nächste Nummer, dachte Globias. Eigentlich sollte man die Maschinen anhalten. Schade um Zeit und Papier. Aber dann kann ich hier zusammenpacken und gehen.

Er spürte Hanna Hederichs Blick. Er wußte auch, was es für ein Blick war. Wieder ergrimmte er über das Mitleid in den braunen Augen. Mit mürrisch verzogenem Mund drehte er den Kopf nach ihr herum. Mager, fast knochig stand sie am Schreibtisch. Nur die sanften, goldbraunen Augen versöhnten mit der Keizlosigkeit der Erscheinung. Das dunkle Haar hatte sie in diesen Zöpfen um den Hinterkopf gelegt.

Mein Gott, dachte Globias ingrimmig, und bei solchem Anblick soll man eine moderne Zeitschrift redigieren! Er wollte sie anfahren, warum sie noch immer da herumstehe. Aber dann brachte er es nicht fertig. Hanna Hederich besaß eine empfindsame Seele, sie war eines von den freudlosen alten Mädchen, deren reiche Liebesfähigkeit zum Verzicht verdammt zu sein schien. Er fuhr sie also nur mit den Augen an, als er an ihr vorbei zur Tür ging. Von dort grollte er dann doch noch: „Sagen Sie mal, Fräulein Hederich, wie wäre es denn, wenn Sie sich endlich auch mal 'nen Bubenkopf schneiden ließen?“

Ihre Antwort kam erst, als sich die Tür schon hinter ihm geschlossen hatte: „Für wen soll ich ihn mir denn schneiden lassen?“ fragte sie leise wie zu sich selbst.

Globias war zu Herrn Heinrich Wohlgemuth bestellt. Der saß vorn, nach der Ritterstraße hinaus, in einem Zimmer mit Klubesseln, Teppichen und einer warmen, weinroten Tapete. Heinrich Wohlgemuth besaß eine Druckerei für Adressen, für Werbeschriften und Fachzeitschriften kleiner Verbände. Seine Firma war alt, ob sie auch gut war wie in ihrer Jugend, wußte man nicht genau. Die Bekanntheit zwischen Globias und ihm stammte aus der Zeit, als er noch einer der hundert Schriftleiter des Verlages Brandenburg in der Lindenstraße war. Brandenburg ließ hin und wieder, wenn seine Maschinen überanstrengt waren, bei Wohlgemuth drucken. Wohlgemuth hatte vor einem Jahre den Journalisten mit einer wahrscheinlich nicht einmal so ernst gemeinten Bemerkung eingefangen: „Wenn Sie mal ein brauchbares Objekt haben, so bin ich gern bereit, es in eigenen Verlag zu nehmen.“

Globias hatte also die Zeitschrift „Lebensfragen“ vorgeschlagen. Was für ein schöner Titel! Lebensfragen interessierten heute jedermann. So etwas mußte einschlagen. Eine ganz unfehlbare Sache. Guter Druck, Kunstdruckpapier, erstklassige Bebilderung und ein fesselnder Text, für den Globias schon geradestehen wollte. Innerhalb eines Jahres würde die Zeitschrift eingeführt sein — darauf konnte man wetten. — Schön, Heinrich Wohlgemuth erbot sich, Bargeld, Druckerei und Geschäftsräume zur Verfügung zu stellen. Globias übernahm die Redaktion.

Jetzt war über die Hälfte des Jahres um. Am Anfang hatte sich die Zeitschrift ganz gut angelassen. Von der zwanzigsten Nummer ab war sie erschreckend rapid zurückgegangen. Seit dem Auftauchen der Konkurrenz vor zwei Monaten. Das war die Zeitschrift, „Der Lebensweg“, herausgegeben und mit einer sorgfältigen Reklame gestartet vom Verlag Brandenburg. Bei kühler Überlegung erkannte Globias heute schon, daß der „Lebensweg“ das Ende der „Lebensfragen“ bedeuten würde.

Er hatte jetzt den langen Korridor hinter sich und stand vor der Tür zum Büro des Chefs. Ein dröhnendes Vibrieren vom Gestampfe der Druckpressen umhüllte ihn. Er atmete tief, klopfte an und trat ein.

Heinrich Wohlgemuth saß an seinem Schreibtisch. Ein kleines Männchen mit trockenem, ledernem Kopf. Schütteres Haar, dunkle runde Vogelaugen, die Haut pergamentartig rissig. Brille mit dicken Gläsern, durch die man die Augen schrecklich verzerrt und starr sah. Er war sehr kurzschichtig, daher ungeschickt, immer konnte man an ihm eine kleine Unsauberkeit entdecken. Als Globias eintrat, war er gerade dabei, den über Revers und Weste zerplatzten Aschenkel seiner Zigarre fortzuwischen und fortzublasen. Er rieb fast die ganze Nase in den Stoff.

„Hinterling, was sind das für Geschichten mit dem...“ pulverte er sofort los. Er hielt Globias für den Faktor Hinterling.

„Ich bin es, Herr Direktor.“ Globias trat dicht neben ihn.

„Ach, Herr Globias.“ Er reichte Globias die Hand. „Also? Haben Sie die Aufstellung gemacht? Sehen Sie sich! Machen Sie's kurz, ich muß gleich fort. Und womöglich auch schmerzlos!“

Globias machte es weder kurz noch schmerzlos. Schließlich nahm ihm Wohlgemuth das Notizbuch einfach aus der Hand und las selbst. Sein Gesicht verzog sich. Er sah sehr vergrämt drein. „Nette Bescherung! begann er. Nette Katastrophe mit Ihren „Lebensfragen“. Nicht mal Stillstand, sondern Rückgang, Rückgang bis zu achtzig Prozent.“

„Wir haben eine tote Zeit...“, bemerkte Globias wie vorhin Hanna Hederich. „Alle Zeitschriften gehen schlecht im Sommer. Im Herbst...“

Wohlgemuth fuhr zappelig dazwischen: „Ja, ja, ja. Entschuldigungen habt ihr ja immer. Im Herbst geht es natürlich besser, geht es ausgezeichnet — im Herbst!“ Er schlug mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte: „Ich sage Ihnen, im Herbst hat uns Brandenburg mit seinem „Lebensweg“ kaputt gemacht, und ich kann zwanzigtausend Mark in den Schornstein schreiben.“ Er stand auf und ging mit merkwürdig ungelassenen, grotesken Schritten umher. Er murzte und belferte: „Erst kommt man mir mit großen Versprechungen: „Lebensfragen“ erobern die Welt! „Lebensfragen“ werden eine Millionenauflage haben! „Lebensfragen“ an die Front! — Jawohl! pleite werden wir gehen, mein lieber, guter Herr Globias! Oder können Sie mir vielleicht garantieren, daß wir hochkommen?“

Globias saß auf seiner Stuhlkante wie ein Abiturient.

Er spürte Abscheu gegen den erregten kleinen Mann in sich aufsteigen, von dessen Willen alles abhängig war. Es lag ihm nicht, mit falschen Vorspiegelungen zu vertrösten. Er war ein schlechter Redner, sobald er die Verantwortung für fremdes Geld trug. Seine Entgegnung fiel ziemlich kläglich aus.

Heinrich Wohlgemuth hörte auch kaum zu. Er sah auf die Uhr und hatte es plötzlich eilig: „Ich muß ja fort“, sagte er schnell und fügte hinzu: „Also, dann wursteln Sie in Gottes Namen weiter! Aber das verspreche ich Ihnen, lieber Freund: bis September sehe ich die Geschichte noch mit an, wenn dann nicht Ihre berühmte Voraussage eintrifft, mache ich den Laden zu. Auf Wiedersehen!“ Er nahm seinen Hut, rief etwas ins anstoßende Zimmer und war verschwunden.

Globias erhob sich ächzend und verließ ebenfalls das Büro. Die Unterredung hatte erschöpfend auf ihn gewirkt. Als er in den kleinen Raum Fräulein Hederichs kam, blieb er stehen und sagte zu ihr hin: „Natürlich steht Ihnen auch Ihre jetzige Frisur ganz gut. Von mir aus können Sie übrigens mit offenen Haaren hier herumlaufen.“ — Warum sagte er das nur? Vielleicht um sich selbst zu beweisen, daß ihn Heinrich Wohlgemuth nicht aus der Ruhe gebracht hatte?

Hanna Hederich überhörte seine Stichelei, sagte nur kurz: „Draußen wartet ein Herr auf Sie.“

Globias war nicht neugierig auf den Herrn. Aber als er in den Redaktionsaal kam, stürzte Philipp Rastor mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Das war eine sehr freudige Überraschung. Philipp Rastor und Richard Globias hatten vor einem Jahr noch am selben Redaktionstisch im Verlag Brandenburg gesessen, und Globias war der erste Lehrmeister des halb so alten Journalisten gewesen. Sie hatten sich eng aneinander geschlossen. Globus und Flip — diese Namen, mit denen die Kollegen sie getauft, waren über den Verlag hinaus in die Öffentlichkeit gedrungen.

„Globus, alter Junge, da bin ich mal wieder!“

„Das seh ich“, bemerkte Globias trocken. Er fühlte seine ganze Niedergeschlagenheit schwinden und legte sein Empfinden in den Druck beider Hände, mit denen er Philipp Rastors Rechte umschloß. „Was ist denn los mit dir, Flip? Du bist ja in heller Aufregung. Was willst du in meinem Revier?“

„Eine Stellung, Globus. Hast du ein Pöstchen bei den „Lebensfragen“ für mich?“

„Was willst du? Ein Pöstchen? Eine richtige, bezahlte Stellung?“ Globias setzte sich, langsam erstarrt, in den Schreibtischstuhl und betrachtete das junge, frische Gesicht mit abwägender Kritik.

(Fortsetzung folgt.)

Erntedank.

Von F. Schröngamer-Heimdal (Bassau-Haidenhof).

Alle Jahre ist es so:
Scheuer schwillt von Korn und Stroh,
Menschen sind so müd und froh,
Müde von der Ernte,
Selig von bestandner Last,
Braungebrannt vom Sonnenglast.
Glücklich, wenn der Erdengast
Solche Arbeit lernte.

Achsellung und Sensesflug,
Endlich ist's der Müd' genug,
Und jetzt geht der Steingutkrug
Hurtig durch die Runde.
Weil nur dieser Tag schon da!
Zubelt die Harmonika.
Alle Augen leuchten: Ja,
Segen dieser Stunde!

Auf der Tenne geht der Tanz
Diesel, Gretel, Karl und Franz
Wirbeln um den Erntekranz,
Kühl ein Lüftchen säßelt.
Alle Jahre ist es so:
Scheuer schwillt von Korn und Stroh,
Mäher sind so müd und froh,
Und der Herrgott läßelt.

Der Kaiser von Java.

Wie ein Schattenherrscher lebt.

Von Dr. Emil Carthaus.

Könige, die mit ebenso großem Recht den Titel *Rex* führen, wie die gekrönten Häupter europäischer Völker, und deren Dynastien älter sind als alle Königshäuser des Abendlandes, habe ich im Indischen Archipel in noch größerer Zahl kennengelernt, als sie sich in zwei oder sogar drei Kartenspielen befinden. Wenn man diese mit dem Titel *Rex* anredete, würden sie wohl große Augen machen. Waren es doch im Malaiischen Inselmeer kolonisierende dunkle Indogermanen, welche ihnen schon zur Zeit des europäischen Mittelalters den der alten Sanskritsprache angehörnden Königstitel *Radja* verliehen. Derselbe ist von gleicher Bedeutung wie das lateinische *Rex* und sogar derselben indogermanischen Sprachwurzel entsprungen.

Auch drei Kaiser gibt es im Malaiischen Archipel. Zwei davon verdanken ihren hoch klingenden Titel den aus Timor kolonisierenden Portugiesen, nämlich der Kaiser von Sonobait und Bawutu-Weihali. Diesen beiden mit ruppiger Grandezza auftretenden, aber mit ihrem Häuflein Untertanen sozusagen auf dem Duzfuße lebenden Cäsaaren gegenüber ist der von der niederländischen Regierung ernannte Kaiser von Java, der in seiner Würde *Patu Buwana III.* gefolgt ist, doch ein ganz anderer Potentat. Das heutige Gebiet seiner Macht erstreckt sich nur über die unter holländischer Oberhoheit stehende Residentschaft Solo oder Surakarta. Sein Ansehen als *Susuhunan*, das ist Treuester der Getreuen Mohammeds, und vor allem als Rechtsnachfolger jener fürstlichen Hindus oder dunklen Indogermanen, welche durch geradezu tyrannisches Vorgehen gegen die indolenten Eingeborenen ein goldenes Zeitalter auf Java herbeiführten, grenzt fast an Vergöttlichung seitens der Eingeborenen. Wo immer sich der Kaiser von Solo dem Volke zeigt, da werfen sich die braunen Leute vor ihm in den Staub und wagen nicht eher aufzuschauen, bis sie von ihm dazu aufgefordert werden oder er sich entfernt. Klügeres hätten die Holländer deshalb gar nicht tun können, als daß sie diese Fürsten des alten Hindureiches Mataram als Schattenkaiser mit dem alten Komp weiter regieren ließen und sie dabei durch schlaue Verträge allmählich völlig schwachmatt setzten. Herr im Lande ist dadurch in Wirklichkeit der von der niederländischen Regierung angestellte Resident, welcher nach der diplomatischen Redeweise dieses letzteren dem Kaiser „wie ein älterer Bruder“ mit Rat und Tat zur Seite stehen soll. Das hat aber zu einer so weitgehenden Benormung geführt, daß der jüngere Bruder seinen älteren weißen Bruder sogar um Erlaubnis bitten muß, wenn er einmal von seiner Residenz — dem Kraton — aus eine Spazierfahrt machen will. Wünscht ein Europäer von Ansehen der kaiserlichen Majestät vorgestellt zu werden, so kann dieses nur im Beisein des Residenten oder seines Stellvertreters geschehen. Um nun den so allen politischen Einflüssen fremder Nationen entzogenen javanischen „Dörchläuchting“ — wie ich sie anlehnd an Fritz Reuters humorvolle Erzählung nennen möchte — die bittere Pille künstlicher Fernhaltung von der Holland vielleicht nicht freundlichen Außenwelt zu verschlucken oder vielmehr zu vergolden, zahlt ihnen die niederländische Regierung jährlich eine Summe von mehr als einer Million Mark aus und läßt sie in ihrem Kraton schalten und walten wie sie wollen.

Diese kaiserliche Residenz, welche in so manchem an die grandiosen Königshöfe der alten Heldenage des Sanskritvolkes erinnert, in vielem aber nach europäischer Art wunderbar modernisiert erscheint, bildet eine ganze Stadt für sich mit mehr als 10 000 Bewohnern und ist mit einer hohen Mauer umgeben. Ihre Glanzpunkte sind der große, von riesenhaften alten Feigenbäumen beschattete Paradeplatz oder *Alon-alon*, auf welchem der javanische Dörchläuchting bei festlichen Gelegenheiten seine aus einigen hundert barfuß, aber in tadellosen europäischen Uniformen einhergehenden Soldaten bestehende Leibgarde aufmarschieren läßt, und der Dalem oder Sitingil. Letzterer, ein von einer hohen Kuppel überragter Prachtbau, dient dem Kaiser und seiner engeren Familie als Wohnung und schließt eine Hunderten von Menschen Raum bietende überdachte Empore in sich, von der aus sich Majestät zuweilen dem Volke zeigt. Neben anderen mehr oder weniger luxuriös angelegten Gebäuden, deren Inventar ein hochtomisch berührendes Durcheinander von kunstvollen, indischen Holzschnitzereien, gezeigten holländischen Möbeln und geschmacklosen Prunkstücken der modernen europäischen Raumkunst bildet, birgt der Kraton aber auch Hunderte von sehr einfachen, geradezu ärmlich aussehenden Häusern, worin das Hofgefolde, die vielen fürstlichen Handwerker nebst ihren Werkstätten und andere zu dem

kaiserlichen Riesenhaushalt gehörende Personen mit ihren Familien untergebracht sind. Die ganze Hofhaltung eines Kaisers von Java verschlingt so viel Geld, daß in seiner Hauskasse fast immer Ebbe herrscht, obgleich diese fürstlichen Herren auch noch sehr beträchtliche Summen aus ihren Domänen und Wäldern ziehen. Sind sie doch fast alle schlechte Finanzleute, die sich als Aristokraten vom Kopf bis zur Zehe viel zu freigebig namentlich gegen ihre Lieblingsfrauen, meistens aber auch sehr generös gegen ihren ganzen Familienanhang zeigen. Dazu glauben die hohen Herren, ihr Interesse an neuzeitlichen Kulturerregenschaften dadurch zeigen zu müssen, daß sie mit offener Hand alles kaufen, was in Europa als aufsehenerregende Neuheit auf den Markt kommt, seien es Automobile, Grammophone, feinste Parfümerie oder auch neugezüchtete Hunderassen.

Den jetzigen *Susuhunan* habe ich wohl als kaiserlichen Prinzen, nicht aber als Kaiser kennen gelernt. Dagegen habe ich mich mit seinem Vorgänger *Patu Buwana III.* mehrere Stunden unterhalten können, als ich in einem Gelände, welches teilweise zu einer der kaiserlichen Domänen gehörte, ihn offenbar sehr interessierende geologisch-bergmännische Untersuchungen machte. Was Takt, Feingefühl und vornehme Umgangsformen angeht, so hätten sich viele gekrönte Häupter von Europa an diesem fürstlichen dunklen Arier ein Beispiel nehmen können. Für seine Lebensjahre erschien mir aber der *Susuhunan* schon recht abgelebt. Zwar haben die Kaiser von Java, als Fürsten des alten Reiches Mataram, nach indogermanischem Grundsatz ihre Hauptfrau immer gesellschaftlich sehr hoch gehalten, als bevorzugte Vertreter des Islam glauben sie aber auch im Halten eines Harems den anderen muhammedanischen Herren nicht nachstehen zu sollen. Obgleich das meiste, was sich innerhalb der hohen Mauern des Kratons abspielt, für die Außenwelt geheim bleibt, dringt soviel davon in die Öffentlichkeit, daß derselbe — wie eine der größten Zeitungen von Java sich äußerte — zu einem Pfuhl von Intrigen und Gemeinheit wird, ausgehend vor allem von den kaiserlichen Nebenfrauen.

Auch seine näheren und entfernteren Verwandten, die sich alle um Dörchläuchting von Hollands Gnaden scharen, soweit sie nicht von ihm durch Anstellung oder Heirat anderswo gut untergebracht werden, sollen *Patu Buwana III.* viel Ärger und Verdruß bereitet haben. Die drei kaiserlichen Prinzen, welche ich als Offiziere der Leibgarde des *Susuhunan* im holländischen Klub in Surakarta kennen lernte und verschiedentlich beim Kartenspiel mit europäischen Herren zu beobachten Gelegenheit hatte, machten mit ihrem ruhigen gesetzten Wesen und tadellosen Umgangsformen einen sehr guten Eindruck auf mich. Lächeln mußte ich aber darüber, daß diese braunen Aristokraten es sich gar nicht versagen konnten, zu „kibizen“, d. h. ihrem Nachbar beim Spiel möglichst unbemerkt in die Karten zu sehen. Auch Seine Majestät, der *Susuhunan*, glaubt, den Holländern hin und wieder in die Karten sehen zu sollen. Diese haben schon vor vielen Jahren unmittelbar neben dem Kraton ein heute völlig veraltetes Fort mit hoher Ummauerung angelegt. Um nun zuweilen einen Blick werfen zu können auf das, was sich innerhalb dieser abspielt, hat sich Dörchläuchting im Kraton nahe dem Fort einen hohen Aussichtsturm, besser gesagt Einsichtsturm bauen lassen, um von ihm aus eine Art „Kucki“ mit den Holländern zu spielen.

Die Dynastie des Reiches von Mataram, dem die Kaiser von Java entstammen, entstand später auf den Trümmern des 1478 zerstörten mächtigen Reiches von *Modjopahit*. Im Jahre 1755 verteilte die Niederländisch-Indische Kompagnie das Reich von Mataram an den *Susuhuna Patu Buwana I.*, der als Kaiser in Surakarta residierte, und an dessen Bruder *Amangtu Buwana I.*, der den Titel Sultan erhielt und *Djokjarta* zu seinem Herrscheritz erwählte. Seitdem thronen beide zu Schattenfürsten gewordenen Potentaten, in deren Adern noch viel indogermanisches Blut fließt, nebeneinander in den sogenannten Vorstenlanden (Fürstentümern).

Die Mollige.

Von Heinz Scharpf.

Zum Nachmittagstee erschien eine junge, blonde Frau, frisch, rosig und lebhaft, vollschlank, mehr mit der Betonung auf voll, also ein molliges Geschöpf, und daher nicht so ganz dem Schönheitsideal der Zeit entsprechend.

Unbestimmt warf sie in den Tee einige Stücke Zucker, beherzt biß sie in ein schokoladenes Lörtchen und mit leichtem Behagen löffelte sie dazu Schlagsahne, wahrhaftig, wer ihr auf den Mund sah, mußte sich sagen, die ließ es sich munden. Dazwischen plauderte sie fröhlich, lachte sie herzlich und blickte vergnügt auf die anderen Damen, die in der Mehrzahl dasaßen, als ob sie innerlich übel nehmen.

Jeder hatte das Gefühl, daß diese aufreizende Augenleiterin der Mode ihre Suppe nicht mit Kalorien kochte, sich auch nicht von der neu entdeckten Welt der Vitamine zum Narren halten ließ, Kostlos nur als Garnierung schäkte, und froh war, daß sie nicht einem wandernden Beifried, sondern eher einem ruhenden, doch an die richtige Stelle gesetzten Punkt gleich.

Alle, die an ihren Tisch kamen, erkundigten sich lebhaft nach ihrem Befinden. „Wie, Sie machen gar nichts, um schlank zu bleiben?“ staunten sie. „Sie haben keinen Fasttag in der Woche, schalten keine Hungerperioden ein, halten sich überhaupt an keine Diät und kein System zur Erhaltung der vorgeschriebenen Linie?“

Die Blonde aus dem Reich des Molligen sah sie lächelnd an. „Nein“, sagte sie, „ich mache den Schlankheitsfimmel nicht mit, ich pfusche meiner Natur nicht ins Handwerk. Wozu auch? Mein Mann liebt es, wenn ich etwas mollig bin.“

Diese freimütige Erklärung wirkte wie eine kalte Seelendusche. Die, denen sie gegeben war, sahen sich mit großen Augen an, als wollte jemand eine Weltanschauung unter ihnen wegziehen.

Ungefragt gab die Blühende weiterhin Auskunft über ihr Tun und Lassen, wobei das Lassen in ihrer Lebensweise eine bedeutend größere Rolle spielte.

Sie bediente sich keiner zeitraubenden Massage, weder einer Massierenden, rollenden oder vibrierenden, sie schnürte keines ihrer Glieder in enge Fesseln, setzte sich nicht der Qual von Gesichtsmasken oder Formenformern aus, sie mußte nicht früh aus dem Bett turnen, um die Beine gymnastisch hochzuschlagen, die Arme dynamisch rotieren zu lassen und in der tiefen Kniebeuge aus tiefstem Herzen zu heulen. Sie transpirierte nicht in Schwigebädern, daß ihr der Angstschweiß von der Stirne troff und ließ sich durch kein „Berühle dich täglich“ hinter dem Ofen hervorlocken. Ihr Schlafzimmer sah nicht aus wie eine moderne Folterkammer, vollgepfropft mit Instrumenten, die zur Geißelung des Fleisches und zur Austreibung des neuzeitlichen Teufels „Fett“ aus dem Körper dienten. Sie lebte nicht wie eine Märtyrerin ihrer Schönheit, kannte keinen Frondienst am Reibe, so mollig sie war, so wohligh dünkte es ihr.

„Ach, wie beneideten sie die Damen. Wie gern hätten sie wenigstens einen Tag in der Woche mit ihr getauscht. Einfach essen können, was einem schmeckt, jederzeit in die Horizontale sinken dürfen, wenn man müde war, und nicht immer ängstlich den Blick auf das Zünglein an der Wage gerichtet, und dazu noch die Ersparnis von soviel Geld, das diese von der Mode vorgeschriebenen Manipulationen verschlangen. O, wie gut hatte es diese Glückliche. Dabei war sie ob ihrer Molligkeit auch noch geliebt, während sie selbst, trotz ihrer schlanken, mit dem Lineal des Hungers gezogenen und dem Reizzeug des Trainings erzielten Linie es meist nicht waren.“

Der blasser Reib sprach aus ihren Blicken.

Und jede machte hinterher auch ihrem gepreßten Herzen Luft mit den Worten:

„Nein, wie unglücklich würde ich sein, wenn ich so dick wäre.“

Im Auto zu zweien.

Von Böldi Schmid.

Sichere Verzögerung.

Der junge Mann am Steuer hält an, um einen Fußgänger zu fragen, wie weit es noch nach B. sei.

„Wenn Sie mich ausführen lassen, etwa zehn Minuten. Wenn nicht, dann dauert es bestimmt eine halbe Stunde!“

Aus Besorgnis, sich zu verfahren, läßt der junge Mann den Ortskundigen aufsteigen. Auf schnurgrader, herrlicher Waldstraße, auf der sich keinerlei Abzweigung zeigt, ist man in wenigen Minuten in B. Auf die erstaunte Frage des jungen Mannes weist der Fremde auf die hübsche, junge Dame im Wagen und meint:

„Sagen Sie ehrlich: hätten Sie in dem schönen, einsamen Wald nicht mindestens eine halbe Stunde Aufenthalt gemacht?“

Liebe Gewohnheit.

„So lange wir durch die Stadt fahren“, sagte der junge Mann zu seiner Begleiterin, „muß ich Sie bitten, nicht neben mir am Steuer, sondern lieber im Wagen zu sitzen. Ich bin zu geniert, mein Schamgefühl, wissen Sie...“

„Hoffentlich werden Sie draußen im Freien diese Hemmungen ebenfalls haben!“ meinte sie.

„Ach, draußen entfällt das“, antwortete er. „Aber es ist mir ganz unmöglich, den Wagen durch den Verkehr zu bringen, ohne dabei fürchterlich zu fluchen!“

Man hilft sich.

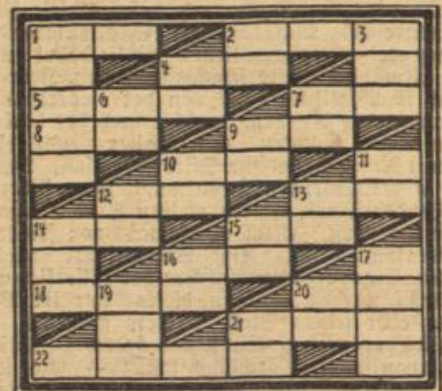
Raum war man außerhalb der Stadt, da begann das Fräulein Bedenken zu äußern und zum Umkehren zu mahnen. Der Kavaliere beruhigte sie mit den Worten:

„Schon bei der Ausfahrt habe ich mir gesagt, daß es dumm von mir wäre, mir Ihr Vertrauen zu verscherzen. Und da habe ich mir bei meiner Mascotte hier geschworen, die Situation nicht zu mißbrauchen.“

Nach der Rückkehr in die Stadt sagte sie:

„Weil Sie Ihren Schwur gehalten haben, kriegen Sie morgen von mir eine andere Mascotte. Diese ist überdies auch ganz unmodern.“

Kreuzwort-Silbenrätsel.



Waagerecht: 1. Überlieferung. 2. Pflanzengattung. 4. Menschenrasse. 5. Stierkämpfer. 7. Männlicher Vorname. 8. Stadt in Lettland. 9. Stadt am Main. 10. Mathematische Figur. 12. Düngemittel. 13. Vogel. 14. Teilzahlung. 15. Dänische Insel. 16. Alte österreichische Münze. 18. Griechischer Buchstabe. 20. Schlangengattung. 21. Griechische Sagen-gestalt. 22. Blume.

Senkrecht: 1. Erholungsstätte. 2. Nebenfluß der Elbe. 3. Getränk. 4. Römischer Kaiser. 6. Fluß in Pommern. 7. Deutscher Dichter. 9. Naturerscheinung. 10. Chinesischer Lastenträger. 11. Starke Zuneigung. 12. Kleines Bauernhäuschen. 13. Grassähe. 14. Neuzeitliche Erfindung. 15. Nebenfluß der Weser. 16. Mädchenname. 17. Altes Heilmittel gegen Migräne. 19. Gartenfrucht. 20. Männlicher Vorname. 21. Autodefekt.

Auflösung des Wabenrätsels in Nummer 210:

1. Safran. 2. Reiher. 3. Heimat. 4. Marder. 5. Knappe. 6. Presse. 7. Statut. 8. Tresse. 9. Reptil. 10. Tessin. 11. Stunde. 12. Kessel. 13. Miade. 14. Anilin. 15. Lebern. 16. Elegia.